

## DER MARKT VON KASTORIA

Das Seeufer, das gestern noch so trostlos gewesen war, hatte sich belebt. Der Wochenmarkt. Direkt am Wasser unter den Erlen der Uferpromenade primitive, improvisierte Stände, ein paar Bretter über Schragen, das meiste lag auf der Erde ausgebreitet. Eine unerwartet malerische Szene, die Morgensonne gab ihr zusätzlich etwas Frisches, Leuchtendes. Es roch nach Wasser und irgendwo spielte quäkend ein Dudelsack.

Das Ufer entlang reiheten sich Berge von Zwiebeln, von Paradeisern, von Paprikaschoten in allen erdenklichen Formen und Farben, hinter denen sich stämmige Bäuerinnen verschanzten hatten, es gab rote und grüne Pfefferoni und vor allem Oliven. In geöffneten Säcken und auf Tüchern aufgehäuft, oder eingelegt in großen Bottichen. Dazwischen lagen Fisolen, Bohnen, und in kniehohen Hügeln die Gigantes, die hellen Mammutbohnen aus Florina.

Etwas weiter Körbe mit Mandeln, Pistazien, Rosinen und Gewürzen. Viel Anis und Minze, Thymian, Rosmarin, der dunkle Safran aus Kozani. Und es gab Fisch und Fleisch. Auch lebendes Fleisch. Ein paar Hammel, schwarzscheckige Zicklein, Geflügel.

Hausfrauen feilschten bereits vor großen Waagen, deren Messingschalen vom Gewicht der Zitronen und Orangen sanken, Krautköpfe wurden über den Tisch gereicht, über schwarzlila Stöße aufgeschichteter Melanzani und bleiche Knoblauch-Zöpfe hinweg, die Verkäuferinnen kramten in ihren Schürzen umständlich nach dem Wechselgeld. Mütterchen im schwarzen Kittel hockten geduldig am Straßenrand neben selbstgemachtem Schaf- und Ziegenkäse, getrockneten Tomaten und Feigen, neben Honig und Backwerk.

Weiter drüben hingen bunte Woldecken und Teppiche auf provisorisch zwischen den Bäumen gespannten Leinen. Im dünnen Gras Ballen von Schafwolle. Männer saßen vor aufgespannten Fellen und gegerbten Häuten, vor hellem Ziegenleder, vor Riemen und Taschen und bliesen schweigend den Rauch ihrer Zigaretten in die Luft, fliegende Händler verkauften Töpferwaren und Blechgeschirr.

Der Handel ging in aller Ruhe vor sich, man hatte Zeit. Ein gelassenes Treiben, untermalt von der schneidenden Stimme der Sackpfeife. Ihre sprudelnden Melodien bildeten ein Kontinuum, das trotz - oder gerade wegen ihres penetranten Klangs dem Geschehen noch zusätzlich Ruhe, ja beinahe Stille verlieh. Ein lebendes Bild.

Der Musikant, eine hagere Figur mit schlohweißem Haar und wildem Schnurrbart, trug alte Tracht: Mütze, bunt bestickte Jacke, Rock über die Knie, Pluderhosen und Schärpe. Er saß zwischen den Obstständen auf einer umgedrehten Kiste wie auf einem Thron und drückte den zottigen Balg, während die flinken Finger auf der Spielpfeife trilleren. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, wischte sich Mund und Bart in den Ärmel und spuckte aus. Der Sack erschlaffte. Dann folgte die nächste Nummer. Das Bocksfell blähte sich, die zwei Bordunpfeifen, die aus dem Windsack ragten, gaben die schnarrenden Liegetöne, die derbe Quint, und die scharf näselnde Melodiepfeife fiel ein.

Manchmal war da noch etwas. Ein schrilles, dünnes Pfeifchen, es stach heraus mit hohem Getriller. Eine quiekende Störflöte. Ursache war ein kleiner Dicker mit Babygesicht, der durch die Reihen der Marktfrauen watschelte, sich zwischen Tische und Säcke drängte und einfältig auf seiner Hirtenflöte blies, ohne sich um den Dudelsack zu scheren. Dann wieder hopste er zwischen aufgetürmten Melonen und gestreiften

Kürbissen herum, krächzte vergnügt und hielt grinsend den Entgegenkommenden die Hand auf. Man ließ ihn gewähren. Der Narr.

\* \* \*

Ungastlich hatte uns der Ort tags zuvor empfangen. Enttäuschend! Verfallene Häuser, Gassen, die in die Wildnis hinausliefen, Autowerkstätten, Pelzschneidereien. Die Hänge brach, Abfall im Gestrüpp. Die billigen Herbergen geschlossen oder nicht vorhanden. Am Seeufer weder Taverne noch Café. Nichts.

Wir hatten gehofft, draußen auf der Halbinsel vielleicht kostenlose Unterkunft im alten Kloster Panhagia Mavriotissa zu erhalten, doch das Tor war versperrt. Freilich, es war bereits lang nach Sonnenuntergang. Da sind alle orthodoxen Klosterpforten eisern verriegelt. So hatten wir oberhalb des alten Gemäuers wieder einmal unsere Schlafsäcke auf den Boden ausgebreitet, dafür mit freiem Blick auf das Rund des Sees und die umgebenden Gebirge. Hungrig sahen wir noch lange hinaus in die anbrechende Dunkelheit, die nach und nach alle Farben löschte. Bis die Sterne funkelten und die Gelsen sangen.

Als die ersten Sonnenstrahlen die letzten Mücken vertrieben, waren wir dann mit verschwollenen Augen und zersto-chen zurück in den Ort marschiert. Den sandigen Uferpfad entlang, vorbei an alten Weiden und Pappeln, an Sumpf und Schilf.

Die kleine Stadt liegt am Isthmus, steigt amphitheatralisch am Ufer an und ein Stück die große Halbinsel hinauf, die mit ihrem Berg weit in das Oval des Sees ragt. Auf dem Gipfel ein Kirchlein, fast 200 Meter über dem See. Es ist die Stadt der Fellhändler, der Kürschner.

12.000 Seelen. Steile Gassen, türkische Erkerhäuser, viele belanglose Neubauten. Doch auf Schritt und Tritt findet sich das schmutzige Ziegelrot von kleinen byzantinischen Kirchen, es sind eher Kapellen. Mehr oder weniger vergessen stehen sie eingekeilt zwischen modernem Beton, hinter bröckelnden Ruinenmauern oder in Höfen halb versteckt, manchmal von Zypressen bewacht, viele haben Fresken im Inneren. Bänder von zierlichen Ziegelmustern laufen Wände und Simse entlang, um die Rundungen von Absiden, um Ecken und Winkel, Fenster und Kuppel-Tambours. An die 70 Kirchlein sollen es sein, gestiftet von den einst reichen Kaufleuten.

Noch stehen einige ihrer alten Herrenhäuser. Trutzig übereinander am Hang gestaffelt, auf mehrstöckigen, festungsartigen Sockeln, darüber vorkragende Erker mit großen Fenstern, im Inneren geräumige Salons, der umlaufende Diwan, Holztäfelung und Schnitzwerk, türkisches Porzellan. Doch die Mehrzahl der Archontika ist verkommen, leer, dem Verfall überlassen.

Endlich hatten wir ein Kaffeehaus gefunden. Abgewetzte Tischchen, wackelige Sessel und Hocker. Alte Männer in dunklen Überröcken und mit Kappe saßen aufgereiht die Wand entlang. Über ihren Köpfen verblichene Buchstaben auf einer langen, ehemals hellblau gestrichenen Holztafel: „Kapheneion“ und „Kapnopleion“ - das Café war auch Tabakladen.

Mauersegler schossen schreiend über die Dächer. Noch war es kühl.

Wir nahmen an einem der Holztischchen Platz und grüßten. Die Männer verstummten mit einem Schlag, die einen hielten die Komboloi zwischen ihren Fingern an, die anderen fassten nach ihrem Stock. Dann erwiderten sie freudig nickend den Gruß. „Amerikanos...? Jermanos...? - Ah, Afstria

- kala, kala!“ Einige nahezu zahnlose Greise horchten mit offenem Mund. Und man tolerierte, dass sich eine Frau in der Männerrunde niederließ. Eine Touristin halt. Wenigstens war sie in Begleitung eines Mannes.

Ein Storch strich über unsere Köpfe hinunter zur verfallenden Moscheeruine. Auf dem Minarettstumpf das Nest. Lautlos glitt sein Schatten die staubige Gasse entlang, flog an den Hauswänden hoch, huschte über die türkischen Holzwerker. Entferntes Schnabelklappern.

Dann unsere schüchterne Frage nach den Bussen in die Umgebung, nach Grevena und Kalambaka, nach Florina und Ioannina. Mit Eifer machte sich das Spalier der Männer daran, dieses knifflige Problem zu lösen, ja uns die Weiterfahrt ein Kinderspiel erscheinen zu lassen. Doch war man nicht immer einer Meinung. Im Zweifelsfall und bevor es zu komplizierten Diskussionen kommen konnte, verständigte man sich aber mit sichtlicher Erleichterung auf „avrio“. Allgemeines Nicken. „Morgen“! Auf jeden Fall. Sicher! „Morgen!“ Auskünfte, insbesondere Zeitangaben, haben im Süden in erster Linie tröstenden Charakter. Man will den Fremden nicht ohne Antwort lassen, nicht ohne Hoffnung. Und „morgen“ kann eben - heute noch - alles bedeuten. Da ist noch nichts verloren.

Die Lösung dieser heiklen Aufgabe hatte längere Zeit in Anspruch genommen, der Schatten hatte uns verlassen und die frühe Sonne begann unsere Plätze zu wärmen.

Röhrend und knatternd kam einer jener kleinen, dreirädri- gen Mopedtransporter die Gasse herunter, hielt an, um scheppernd zwei Propangasflaschen abzuladen, die man ins Haus zerrte. Dann verschwand er lärmend in einer Wolke von blauem Benzinrauch.

Wir tranken unsere Gläser mit dem süßen Kaffee leer und traten in die Gaststube. Innen ein altmodischer Tresen, das

Mobilar schien aus dem vorigen Jahrhundert zu stammen, wir hätten in einem Vorort von Istanbul sein können, in einem anatolischen Dorf, wären da nicht die griechischen Aufschriften der Zigarettenreklame und die gedunkelten Ikonen gewesen. Doch es gab das Wichtigste: es gab eine Toilette, einen Wasserhahn.

\* \* \*

Zögernd begannen die Zikaden.

Nach Osten hin dehnt sich der See, gerahmt von dem mächtigen Kranz kahler Berge. Fischerkähne lagen draußen auf der glatten Wasserfläche, hellblau gestrichene Ruderboote, primitiv aus Brettern gezimmert, ungeschlachtet und plump. Die Fischer reglos, bisweilen hantierte einer an Netz oder Angel, dann ein paar lautlose Ruderschläge...

Enten schnappten nach Abfällen im Wasser - um die Wette mit vorbeiziehenden Schwänen und einem großen Pelikan. Draußen flogen Reiher.

Unter den Bäumen gedämpftes Stimmengewirr, dann und wann ein paar Rufe, das Meckern eines Zickleins oder jähes Gegacker, wenn eines der Hühner verkauft wurde.

Eine Zigeunerfamilie mit bronzenen Gesichtern und blauschwarzem Haar hockte etwas abseits am Boden. Die Männer hielten Schafsbälge feil, während die Frau neben einem Besenbinder und Korbflechter ihre Künste als Handleserin anbot.

Und immerfort der Dudelsack. Sein durchdringendes, quäkendes Gedudel. Unermüdlich, monoton. Die Tsambouna - oder Piva, wie man sie auf dem Balkan nennt.

Müßiggänger schlenderten von Stand zu Stand, die Hände

am Rücken, durch deren Finger unablässig die Perlen der Komboloi glitten, und langten da und dort in die Olivenfässer, um eine der salzigen Früchte zu kosten und ihre Meinung abzugeben.

Bauern mit Stoppelgesichtern und schmierigem Wams prüften Felle und Lederwaren, den Tabak aus Kavalla. Andere hielten zappelige, jämmerlich blökende Lämmer fest.

Man hatte ein Tischchen in den Schatten eines Eukalyptusbaums gestellt. Alte Männer saßen beim Kartenspiel. Und beim Ouzo. Unter den Umstehenden, die kiebitzten, der Ortspolizist. Schwitzend in seiner Uniform gab er wichtigerisch Kommentare und Ratschläge, nahm zwischendurch immer wieder seine Kappe ab, um sich den Schweiß aus der Stirn zu wischen.

Hinter den Baumkronen die ansteigende Stadt, die als breite Häuserwohle den Hang hinauf schwappt.

Die hiesigen Kaufleute galten als gute Händler. Damals, als der Orient hinter Wien begann, als die unsichtbare, stets vor- und rückflutende Grenze zwischen Abendland und Morgenland mitten durch das Habsburgerreich verlief und niemand mit Sicherheit sagen konnte, auf welcher Seite er sich gerade befand. Schon die Babenberger-Herzöge hatten einst byzantinische Prinzessinnen geheiratet und noch Kaiser Franz Joseph trug bis zuletzt den Titel „König von Jerusalem“.

Ioannis Narantzis. Seine Familie war im 18. Jahrhundert eine der einflussreichsten der Stadt. Sein Bruder ging nach Leipzig, er selbst ließ sich als Johann Narantzi am Wiener Fleischmarkt nieder, im damaligen Griechenviertel, das gleichzusetzen war mit dem Türkenviertel. Denn von den dort registrierten Untertanen des Sultans waren eben fast zwei Drittel Griechen, die meisten von ihnen aus Makedonien. Überhaupt hatten Griechen aufgrund ihrer Geschäfts-

tüchtigkeit eine gewisse Monopolstellung im türkischen Reich und mit steirischen Sensen, böhmischem Glas, holländischem Tuch und Meißener Porzellan gelangte auch der Maria Theresien-Taler zum Goldenen Horn und weiter in die Levante bis Damaskus und Bagdad.

Heute findet man am Fleischmarkt nur mehr die griechisch-orthodoxe Kirche, ein paar Teppichhändler, das „Griechenbeisl“. Doch die größten Standmärkte Wiens sind nach wie vor weitgehend in orientalischer Hand.

\* \* \*

Wir hatten Edessa mit seinen Wasserfällen und türkischen Häusern verlassen. Wieder einmal waren wir die einzigen Fremden, daher Mittelpunkt des Interesses und sofort in ein Gespräch verwickelt. Man versuchte es mitunter auf Englisch und Französisch - für uns erleichternd, da wir nicht nur auf unser elendes Griechisch angewiesen waren, für die Businsassen stolze Genugtuung, ihre Weltgewandtheit demonstrieren zu können. Und immer wieder spricht jemand Deutsch. Und jeder erzählt, er selbst oder sein Bruder, sein Schwager, sein Freund sei in Deutschland gewesen, in Gelsenkirchen, Düsseldorf, Stuttgart, München. In Stahlwerken, Autofabriken, Kohlebergwerken, in der Gastronomie.

Man bot uns Kuchenstücke an, wir mussten im Gegenzug unser letztes Melonenstück opfern. Denn hier sei es nicht wie in Deutschland, hörten wir, hier werde alles geteilt!

Wo wir denn schlafen würden? Aber dort gebe es kein Gasthaus, kein Hotel! Im Freien? Wieder wurden wir gewarnt: Bären, Wölfe! Nicht zu weit weg von den Siedlungen!

Die Fahrten durch die Bergmassen Makedoniens. Halb ausgestorbene Dörfer ducken sich in Mulden und an die



kargen Hänge, graue Steinhäuser mit ebenso grauen Steinplatten gedeckt - so heben sie sich kaum von den Felsen ab. Kümmerliche, schmale Äcker. Wenige Bäume, ein paar Schafe, ein paar Ziegen. Verlassene Gehöfte, Macchia.

25 Jahre ist es her, dass das dunkelste, schmerzlichste, weil innergriechische Kapitel hier ein Ende fand. Griechen gegen Griechen. Tagsüber die Bombardierung von Bergdörfern durch die Regierungsarmee, nachts kamen die Partisanen. Flüchtlinge, Gefängnis und Folter, Hinrichtungen. Die Entvölkerung ganzer Gegenden. Man spricht nicht gern darüber - besser das Thema nicht anrühren!

Die Deportation der Kinder. Von Partisaneneltern weggegeben, um sie aus dem Kriegsgebiet in Sicherheit zu bringen und kommunistisch erziehen zu lassen, oder einfach mit vorgehaltener Waffe zusammengetrieben, geraubt, landeten viele Tausende getrennt von Geschwistern, nach strapaziösen Fußmärschen durchs Gebirge und in Militärlaster und Eisenbahnwaggons gepfercht am Ende in den diversen kommunistischen Ländern. Die meisten sahen ihre Eltern nie wieder.

Manchmal rief jemand nach vor zum Chauffeur, dass er aussteigen wolle. Kurze Debatte, dann Bremsen, einen Augenblick Warten mit heiser rasselndem Motor, dann stieg der Fahrer wieder aufs Gas, der Bus stemmte sich hoch, zurück auf die Straße, schob sich brummend bergan. Man sah noch, wie der Ausgestiegene einen steinig Pfad einschlug, der um den Hang herum verschwand.

Immer glaubt man, es kann doch nicht mehr höher hinaufgehen. Es geht noch höher hinauf! Um Kurven herum, noch eine, noch eine..., Kehren, dann wieder hinunter und bergauf zum nächsten Pass.

Hin und wieder zweigt eine Schotterstraße, ein Feldweg ab..., am Straßenrand ein einfaches Holzbrett, darauf in

unbeholften Lettern der Name eines Weilers oder eines armen Klosters fernab der Straße, irgendwo da draußen in der Einöde.

Felsige Rücken und Geröllberge, dicht wie Wogenkämme. Eine Vielzahl von Kammlinien hintereinander, abgestuft in den Goldocker- und Brauntönen des späten Nachmittags, die in der Ferne übergehen in Zackenlinien aus dunstigem Lila und Blau. Während wir um die Serpentinaen krochen, immer wieder überraschende Ausblicke: Unbekannte Seen, auf der Karte oft namenlos und nur vage eingezeichnet, in Führern kaum erwähnt. In wunderbarstem Blaugrün lagen sie einmal direkt unter uns, dann wieder als gleißende Spiegel in entfernten Talbecken. Die einen langgestreckt, andere fast kreisrund, manche weit größer als unsere Salzkammergutseen. Selten berührte man ihre Ufer. Was für Ufer!

Am Wegoritiss-See. Die weite Seefläche glänzend in der Abendsonne, umgeben von hellen Kalkgebirgen. Kleine Wellen schlugen an den Strand, glasklares Wasser. Ein paar umgestürzte Fischerboote lagen kieloben zum Trocknen am Kies. Aber weit und breit kein Haus, kein Weg, keine Telegrafmasten! Nichts, was auf eine Siedlung hindeutete. Nur ein einsames Gleis führt das leere Westufer entlang, die Bahnlinie Saloniki - Florina.

Siebzehn Kilometer ist er lang, bis zu sieben Kilometer breit, der Wasserspiegel soll im Lauf des Jahres schwanken. Unberührte Sandstrände, von Geröll übersäte Bodenwellen vor den Bergflanken, einzelne dürre Büschel und verstreute Baumgruppen, wüstenartig. Eine wohltuend leere Landschaft, lockend, ihre Einsamkeit und lichte Weite erinnert an nordische Gegenden. Wie gern wäre ich mit der Bahn an diesem Ufer entlangefahren! Leider hatten wir dafür kein Geld.

Die Prespa-Seen. Man erreicht sie von Florina über einen fast 1600 Meter hohen Pass. Die Ufer waren zum Teil militärische Sperrzone. Seit dem Bürgerkrieg misstraut man den Nachbarn im Norden. Mit Albanien war man offiziell immer noch im Kriegszustand! Und die „kommunistische Gefahr“ hatte ja auch als Vorwand für den Militärputsch herhalten müssen.

Eine karstige Landschaft, einsam und kaum besiedelt. Mohnblumen, Schilf, Sumpfland, ein paar verstreute Fischerdörfer. Pelikane brüten hier. Und unzählige andere Wasservögel. Auch große Schlangen soll es geben. Im Großen Prespa-See, immerhin 34 Kilometer lang und bis zu zehn Kilometer breit, liegen zwei Inseln. Die kleinere, eine mysteriöse Felstafel, soll einst die Burg einer Königstochter getragen haben, auf der größeren liegen Reste römischer Häuser und byzantinische Kirchenruinen.

Ohrid ist nahe! Jenseits der Grenze, im jugoslawischen Teil Makedoniens. Die alte Königsstadt des Bulgarenreiches mit ihren Kuppelkirchen, Klöstern, Moscheen. Stadt der Patriarchen, Bischöfe, Apostel. An einem der ältesten Seen der Welt - groß und sehr tief, von hohen Gebirgen umgeben, mit ähnlicher Fauna und Flora wie der Baikalsee.

Amynteon nahe dem runden, schilfigen Petres-See. Von hier ging es durch eine weite Senke, vorbei an großen Sümpfen, an Schilfwäldern und Lacken, die darauf hindeuten, dass manche Seen früher um ein Vielfaches größer waren. Der Chimaditis-See, der kleine Zazari-See...

Und auf allen Märkten hier wird Fisch angeboten, fette Karpfen und monströse Welse, Hechte, Barben und Forellen. Aus den einsamen Seen Makedoniens.

Noch einmal hinauf über Pässe. Die Berge kahl und faltig in der untergehenden Sonne, gezackte Goldränder, darüber zerstäubtes Licht. In den Tälern Schatten. Dünner Rauch

stieg von den weit verstreuten Gehöften in den Abendhimmel. Schafherden. Selten ein Dorf.

Zuletzt flammende Purpurgrate, dann war die Sonne hinter den Gipfelinien verschwunden. Eine Zeit lang leuchteten die Gebirge, stiegen in malven- und fliederfarbenen Kämmen auf über die Schattentäler, dann begannen die Farben zu dunkeln. Endlich breitete sich vor uns in einer Niederung der große Opal des Orestis-Sees aus. In zarten Perlmutterfarben spiegelte er den noch hellen Himmel in seinen Wassern, hob ihn von der dämmrigen Umgebung ab. Auberginenfarben standen die Grate des Pindos im Abendrot und unten am See gingen die ersten Lichter an. So waren wir in Kastoria angekommen.

\* \* \*

Quellwolken begannen sich um den Gipfel des Vitsi zu sammeln. Es wurde schwül.

Ein Boot mit knatterndem Außenbordmotor verschwand auf dem See hinter dem hohen Muger der Halbinsel.

Metallisches Gebimmel! Es kam vom Kirchlein am Berg. Mehr Simandron als Glocke, wie wenn einer mit einem Hammer wild auf eine Metallplatte einschlägt.

Mittag. Der Höhepunkt des Handels schien überschritten, manche Händler fingen bereits an, ihre Sachen zusammenzupacken. Im Schatten der Erlen lagerten ein paar Familien. Die Männer hemdsärmelig, in erdigen Hosen und klobigen Schuhen, die Frauen in stumpffarbenen Kitteln, Wollstrümpfen und prallen Blusen, deren Knöpfe aufzuspringen drohten, das große, helle Kopftuch auf orientalische Art um Haar und Hals geschlungen. Als Brust- und Nackentuch. Oliven lagen auf öligem Zeitungspapier, Gurken, aus denen beim Aufschneiden das Wasser quoll. Grobe Bauernhände mit schwar-

zen Nägelrändern hielten die Messer, langten damit nach Käsebrocken, verscheuchten Wespen. Die barfüßigen Kinder mampften Weißbrot oder bissen in wulstige Riesenparadeiser - der Saft tropfte ihnen übers Kinn. Hinter ihnen waren Esel und Maultiere an die Bäume angebunden. Gelangweilt wühlten sie in Gemüseabfällen, versuchten, mit zuckenden Ohren und lässigen Schwanzschlägen die Fliegen zu verjagen. In der Höhe lärmten im Laub die Zikaden.

Kastoria ist die einzige Siedlung am Orestis-See. Ein verschlafener Ort in einer abgeschiedenen Gegend. Einmal die Woche, am Markttag, erwacht die Stadt. Doch der bescheidene, ländliche Markt kann die gewissermaßen in der Luft liegende Lethargie nicht gänzlich vergessen machen. Dazu die Hitze, der süßliche Geruch des algengrünen Sees, seine schilfigen Ufer und öden Berge - man läuft Gefahr, selbst in jene Antriebslosigkeit zu verfallen, jene melancholische Trägheit, die viele Provinzorte des ehemaligen Osmanischen Reichs nicht loswerden. Orte, die müde und ausgelaugt in Bedeutungslosigkeit zurückgesunken sind. Die das Vergessen pflegen. Spärliche Reize, kärgliche Sehenswürdigkeiten, wenig geachtet, verwahrlost, Grasbüschel auf Gesimsen, Disteln vor morschen Portalen, Brennnessel, Hundekot, Eidechsen - man hält nicht viel auf Vergangenheit, noch weniger auf Zukunft.

Wie würde es morgen hier sein, ja schon heute Nachmittag? Still, heiß und staubig, trottende Köter, Mopeds, dreirädrige Motorkarren. Abends Neonlampen an der Hauptstraße, nur Männer in den wenigen, billigen Cafés, an der verlassenem Uferpromenade ein Pärchen, das im Dunkeln heimlich schmust...

Überhaupt fiel die Gegend in der Geschichte nur durch plötzliche Zuckungen und Krämpfe auf, wie das Aufbäumen eines Schlafenden in einem schlimmen Traum, oder der Fieberanfall eines Kranken, um hernach wieder für Jahrhunderte in

Agonie zu verfallen. Und Unruhe kam fast immer von außen.

Römische und byzantinische Heere marschierten hier auf der Via Egnatia durch, von der Adria nach Konstantinopel, von Konstantinopel zur Adria. Versprengte Truppen der Völkerwanderung fielen ein, später Bulgaren, Normannen unter Robert Guiscard persönlich, im Despotat Epirus brachte Ioannina das Gebiet an sich, dann die Serben, dazwischen immer wieder Byzanz, schließlich die Osmanen.

Fünf Jahrhunderte, in denen von den Minaretten der Muezzin rief, über Kuppelkirchen und Synagogen hinweg, wo im Schutz der Kastelle fettleibige Paschas inmitten von Polstern und Quasten ihre Pfeifen rauchten, zerlumppte Wachen mit Säbeln und Musketen an den Stadttoren lungerten, durch die Maultierkarawanen zu den vielfach gelobten Basaren zogen. Wo aber auch finstere Gelichter in Burgruinen und Wäldern hauste, Schluchten und Pässe unsicher machte.

Karl May! „Durch die Schluchten des Balkan“, „Im Land der Skiptaren“, „Der Schut“! Man hatte die Bücher als Elfjähriger verschlungen ohne eine Ahnung zu haben von Geographie und Historie, begierig, ja süchtig nach Abenteuern, Geheimnissen, Edelmut. Wüstensöhne, Kamele, Reiter und Flinten, Schluchten und Wasserfälle, vergrabene Schätze, Räuberbanden, Erzbösewichte... Morgenland eben, das türkische Reich.

In Ioannina stehen noch die Moscheen, spiegeln sich im stillen See, in den engen Gassen des Basarviertels hämmern wie eh und je die Silberschmiede, arbeiten die Schuster und Schreiner vor ihren Läden. Auf dem Hügel die Festung Ali Paschas, des „Löwen von Ioannina“, der eine von der Hohen Pforte unabhängige Politik zu verfolgen suchte. Sein Kopf soll dem Sultan auf einem Silbertablett überbracht worden sein...

Nach christlichen Aufständen wurden Kirchen zerstört, nach

dem Sieg der griechischen Freiheitskämpfer die meisten Moscheen. Manches fiel den Weltkriegern, italienischen und deutschen Truppen oder dem Bürgerkrieg zum Opfer. Den Rest besorgten Erdbeben und plumpe Modernisierungen.

Ethnische Säuberungen, Bevölkerungsaustausch, Deportationen... - fort sind Türken und Bulgaren, die meisten Albaner und Serben, nichts erinnert mehr an die Eliesers von Kastoria, angesehene Rabbiner, Dichter, Kantoren. In Ioannina sollen im 19. Jahrhundert 6.000 Juden gelebt haben, in Ohrid zählt man heute noch 5000 Moslems, darunter 2.500 Türken.

Der Dudelsack war seit einer Weile verstummt. Nur die Zikaden schrillten. Unter dem Eukalyptusbaum saß der Polizist im Kreis der Männer nun selbst beim Kartenspiel. Und beim Ouzo.

In einer Auslage war uns ein Bild aufgefallen, das den See im Herbst von einer Anhöhe aus zeigte: In anmutigem Lichtblau, inmitten einer ganzen Palette abgestufter Brauntöne, am wolkenlosen Horizont das Meer verschneiter Gipfel. Es hätte Tibet sein können!

Im Winter friert der See dann manchmal zu.

Ein Eselsschrei. Mehrfach wiederholt, mit krampfartig überschlagender Stimme.

Duftschwaden von Ge grilltem wehten vom Markt herüber. An der Straße briet man Lamm und Fisch.

Da fing noch einmal die Tsambouna an. Und auch das kindische Weidenpfeifchen. Die Musik klang nun etwas lebhafter, tänzerisch. Es soll ja hier in der Gegend spezielle Tänze geben, mit eigentümlichen, improvisierten Sprüngen der Vortänzer und Reigenführer. Aus der Zeit der bunten Trachten, der Schwerter und Turbane.

Die Sonne stach. Der knatternde Kahn kam zurück.